

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Britt Arenander

Blue Moon

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Schon am Flugplatz, als sie Peder Mitte Juli für einen zweiwöchigen Urlaub abholte, merkte Henriette, dass etwas nicht stimmte. Sie hatte ihn zwischen den Passagieren aus Miami, die durch die Zollkontrolle kamen, erkannt und sah sofort, dass er einen angespannten Zug um den Mund hatte. Als die Jungen auf ihn zuliefen und sich ihm an den Hals warfen, trafen sich ihre Blicke über den blonden Schöpfen und sie meinte, so etwas wie Angst in seinen dunkelblauen Augen zu sehen.

Als sie zum Parkplatz gingen, wo ihr Rover wartete, unterdrückte Henriette ihre Unruhe. Sie war Stewardess und hatte Übung darin, sich zu beherrschen und ein unerschütterlich ruhiges und Vertrauen erweckendes Gesicht zu zeigen. Es war das Gesicht, das Peder gesehen hatte, als sie sich kennen lernten, sie hatte ihm vor fünf Jahren auf einem Flug von Casablanca nach Kopenhagen einen Drink serviert.

»Wie war die Reise?«, fragte sie.

»Na ja«, sagte Peder und zuckte mit den Schultern. »Wie immer. Lang und öde.«

Seit er nach Mittelamerika versetzt worden war, flog er immer über Miami nach Hause, wo er meist mehrere Stunden auf den Direktflug nach Kopenhagen warten musste, die Reise dauerte so über vierundzwanzig Stunden.

»Und ihr, wie ist es euch ergangen?«, fragte Peder, als sie durch die Innenstadt Richtung Lyngerød fuhren, einem Villenvorort, der ungefähr fünfzehn Kilometer nordöstlich von Kopenhagen lag. Peder fuhr, obwohl Henriette ebenso gut hätte fahren können. Er war müde und er wäre besser nicht gefahren, aber aus alter Gewohnheit hatte sie ihm auf dem Parkplatz die Schlüssel gegeben, und er hatte sie automatisch und selbstverständlich entgegengenommen.

»Gut«, sagte Henriette. »Jens macht einen Schwimmkurs, obwohl das Wasser noch ziemlich kalt ist.«

Peder warf einen Blick in den Rückspiegel, wechselte dann die Spur am Rådhusorg, der Platz glänzte nach einem Wolkenbruch in der Sonne.

»Verdammt, wie die Leute hier fahren!«, sagte er ärgerlich. »Ich vergesse es jedes Mal wieder.«

Als sie gegessen hatten und die Jungen endlich im Bett waren, machte Peder eine Flasche Bourbon auf, die er auf dem Flugplatz in Miami gekauft hatte, und schenkte sich ein halbes Glas voll ein. Henriette sah, dass seine Hände zitterten.

»Entschuldigung«, sagte er, er hielt die Whiskyflasche immer noch in der Hand. »Möchtest du auch einen Drink?«

»Nein danke«, sagte Henriette, sie mochte keine starken Getränke, aber dann änderte sie ihre Meinung. »Vielleicht einen kleinen, danke.«

Sie konnte einen Schluck vertragen, während sie darauf wartete, dass Peder endlich zu reden anfangen würde. Sie wusste, dass er reden würde, irgendwann redete er immer.

Er schenkte ein, sodass gerade der Boden des Glases bedeckt war, gab es ihr und trank einen großen Schluck aus seinem Glas, ohne Henriette anzuschauen, und als er getrunken hatte, starrte er nur stumm in sein Glas.

Henriette sagte immer noch nichts. Ihr Gefühl, dass er ihr etwas Beängstigendes erzählen würde, war im Laufe des Abends stärker geworden, jetzt verstärkte es sich immer schneller und näherte sich dem Stadium von Panik. Würde sie erfahren, dass Peder Krebs hatte? Oder dass er eine andere Frau getroffen hatte und sich scheiden lassen wollte?

Schließlich hob Peder langsam den Blick und schaute sie an.

»Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll«, sagte er.

Sie standen immer noch am Barschrank, der in ein Bücherregal aus blaugebeiztem Teak eingelassen war.

»Sollen wir uns nicht setzen?«, fragte Henriette und versuchte, die Stimme ruhig klingen zu lassen.

Ohne auf eine Antwort zu warten, ging sie zur Sitzgruppe hinüber und setzte sich in einen der hellen, bequemen Sessel

aus Segeltuch. Peder stand immer noch am Bücherregal und betrachtete aufmerksam sein Glas.

»Ich bin in eine unangenehme Situation geraten«, sagte er, »ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll. Ich ... ich bin in Gesetzesverstöße verwickelt.«

»Gesetzesverstöße?«, wiederholte Henriette fragend, als ob sie nicht richtig verstünde, was das Wort bedeutete.

»Ja. Wir transportieren seit einiger Zeit nicht nur Kaffee und Telefonmasten auf der Emilia«, sagte Peder.

Henriette wurde von einem entsetzlichen Verdacht gepackt, tat aber alles, um ihn zu unterdrücken, und wartete darauf, dass Peder weitersprechen würde.

»Wir haben auch Kokain transportiert«, sagte er plötzlich, fast wütend.

Es war, als würde sich in Henriette ein Schacht öffnen. Ungläubig starrte sie Peder mit halb geöffnetem Mund an, sie war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

»Wir haben ein Angebot bekommen«, sagte er. »Ein Angebot, das man nicht ablehnen kann.«

»Warum ... warum konntet ihr es nicht ablehnen?«, fragte Henriette schwach.

Peder sah plötzlich ganz fremd aus, und sie hatte das Gefühl, er betrachte auch sie wie eine fremde Frau, die ihn vor allem irritierte. Er machte eine ungeduldige Handbewegung und verschüttete etwas Whisky auf das Parkett.

»Verdammt noch mal«, sagte er und hielt das Glas auf Armeshöhe von sich. »Starr mich nicht so an. Ich bekam ein Angebot, das ich nicht ablehnen konnte, kapiert du?«

»Nein«, sagte Henriette und versuchte zu schlucken, aber es ging nicht, ihr Hals war wie zugeschnürt. »Warum konntest du es nicht ablehnen?«

»Warum, warum«, echote Peder, als ob ihre Frage total bescheuert wäre. »Das ist eine lange Geschichte. Das Einzige, was ich sagen kann, ist, dass ich es Niels zuliebe getan habe.«

»Wegen Niels?«

Niels Hendersen war Erster Steuermann auf der MS Emilia, ein jovialer Mann um die Fünfzig. Henriette und Peder waren

einmal bei ihm zu Hause eingeladen gewesen. Sie sah Niels' Frau vor sich. Wie hieß sie gleich wieder? Lise? Ja, sie hieß Lise, eine hübsche, freundliche Frau, die seit einem Auto-unfall an den Rollstuhl gefesselt war. Niels hatte ihr geholfen, sich aus dem Rollstuhl an den gedeckten Tisch im Reihenhaus zu setzen.

»Ja. Sie haben zuerst mit Niels Kontakt aufgenommen. Er bekam das Angebot, gewissermaßen. Und er konnte nicht Nein sagen, weil er die Wahl hatte, ja zu sagen oder den Job zu verlieren.«

Henriette verstand immer noch nichts.

»Aber sie können ihn doch nicht ohne jeden Grund entlassen?«, sagte sie zögernd. »Ich meine, die Gewerkschaft würde doch nie ...«

Peder lachte höhnisch auf.

»Die Gewerkschaft«, sagte er. »Die ist das Letzte, was diese Leute kratzt. Im Übrigen würde die Gewerkschaft ihm auch nicht helfen können, schließlich hat Niels Alkoholprobleme. Das ist sein wunder Punkt, verstehst du? Deshalb haben sie mit ihm Kontakt aufgenommen. Und dann hat Niels mit mir darüber gesprochen ...«

Allmählich verstand Henriette die Zusammenhänge: Peder war seit drei Jahren Kapitän auf dem Frachtschiff Emilia, nichts konnte ohne sein Wissen geschehen.

»Ich musste Niels zuliebe alles mitmachen«, wiederholte er.

»Weil er sonst gefeuert worden wäre?«, fragte Henriette.

»Gefeuert? Sie hätten ihn wahrscheinlich aus dem Weg geräumt.«

Henriette holte keuchend Luft. »Sie? Wer sind ›sie‹?«

»Ein Drogenkartell in Kolumbien«, sagte Peder. »Montoya ist ihr Kontaktmann in Venezuela.«

Montoya war der Agent der dänischen Reederei in La Guaira, der Hafenstadt von Caracas, wo die MS Emilia ihren festen Liegeplatz hatte. Henriette hatte vor einiger Zeit Jens auf der Karte gezeigt, wo La Guaira lag.

»Wir bekommen auf jeden Fall verdammt gutes Geld«, sagte Peder, der endlich die Bücherwand verließ und langsam

auf das Sofa zuring und sich setzte. Er nahm die Whiskyflasche mit.

Henriette hatte beinahe das Gefühl, er wäre auch noch stolz darauf. Was erwartete er von ihr? Dass sie ihn bewunderte?

»Aber das Problem ist«, fuhr er fort, »dass die amerikanische Küstenwacht vor einigen Wochen der Emilia einen langen Besuch abgestattet hat. Keine Sorge«, fügte er rasch hinzu, als er Henriettes erschrockenes Gesicht sah, »sie haben nichts gefunden. Wir haben alles in den Ballastbehältern unter Wasser versteckt. Aber ... wir müssen trotzdem weitermachen. Man hat uns das Messer an den Hals gesetzt.«

»Wie meinst du das?«, fragte Henriette matt.

»Ich meine, dass sie uns keine Pause machen lassen mit ... mit den Transporten. Sie schätzen das Risiko offenbar als sehr gering ein, so kurz nach einer Razzia, sie wollen die Gelegenheit nutzen ...«

In ihrer Verzweiflung spürte Henriette, wie die Wut sie wie ein Blitz durchfuhr, und einen Moment lang wünschte sie sich, sie könnte »die« alle miteinander umbringen. Die Aggressivität ihrer Reaktion überraschte sie selbst.

»Jetzt hör mir gut zu«, sagte Peder. »Ich habe das ganze Geld auf einem Nummernkonto in der Schweiz. Ich werde morgen mit dem Zug nach Zürich fahren und alles abheben.«

»Warum denn?«, fragte Henriette.

»Weil ich möchte, dass du das Geld hier hast. Falls etwas passiert.«

»Ich ... will dieses Geld nicht haben«, sagte Henriette.

»Sei nicht dumm«, sagte Peder ungeduldig. »Natürlich musst du es bekommen. Und es würde mich sehr beruhigen, wenn ich wüsste, dass du es hast. Wenn mir etwas passiert, schützt das Schweizer Bankgeheimnis mich nicht, das wirkt nicht in solchen ... solchen Fällen.«

»Aber ich habe doch Fred und Bibi für morgen zum Essen eingeladen«, sagte Henriette.

Wie merkwürdig es plötzlich klang, diese vertrauten Namen auszusprechen. Als ob ihr Bruder und seine Freundin einer anderen, sehr entfernten Welt angehörten. Sie konnte

sich gar nicht vorstellen, dass sie wie immer sorglos zusammensaßen und aßen und redeten, dass Peder sich über Bibi lustig machte wegen ihrer Begeisterung für New Age. Wie würde sie ihrem Bruder in die Augen schauen können?

»Du musst sie halt anrufen und es verschieben«, sagte Peder. »Sag, dass ich erschöpft bin, erkältet, ganz egal, was. Ich habe keine Ruhe, bevor ich nicht in Zürich war.«

»Okay«, sagte Henriette leise, »ich werde sie morgen anrufen.«

Peder nickte.

»Gut«, sagte er mit seiner Kapitänsstimme. »Wenn ich wieder zurück bin und das Geld habe, werde ich mich viel besser fühlen.«

Er schenkte sich wieder ein und hob die Whiskyflasche fragend in Henriettes Richtung.

»Nein danke«, sagte sie.

Sie saßen schweigend da, Peder leicht zusammengesunken, über sein Glas gebeugt, das er mit beiden Händen zwischen den Knien hielt.

»Kannst du dich nicht an die Reederei wenden? Wenn du ihnen von Montoya erzählst, von ... die müssen euch doch irgendwie helfen können.«

Peder schaute sie schweigend an, der Blick ließ sie verstehen, dass er ihren Vorschlag als baren Unsinn abtat.

»Aber warum denn nicht?«

Peder schüttelte den Kopf.

»Das geht nicht«, sagte er.

»Warum nicht?«

»Weil ... verdammt, ich sollte dir das nicht erzählen«, sagte Peder und füllte erneut sein Glas.

Henriette wartete atemlos.

»Möller Marine hat auch die Finger drin«, sagte er schließlich.

»Bist du wahnsinnig?«, sagte Henriette kaum hörbar.

Henriette hatte so ein Gefühl, als ob jemand einen Ziegelstein ins Panoramafenster im Wohnzimmer geworfen hätte und immer noch da draußen in der Dunkelheit stünde, bereit, sie noch einmal anzufallen.

»Weißt du, wer es ist?«, fragte sie atemlos.

»Das ist doch egal«, sagte Peder müde.

Der Gedanke, es könnte der Besitzer selbst sein, der alte Henrik Möller, erschien Henriette unwahrscheinlich. Wenn es nicht Erik Garpe war, Möllers Schwiegersohn und Generaldirektor, dann blieb nur noch Alex Kemp, ein ehrgeiziger Outsider, dem keine Privilegien nach oben geholfen hatten und der sich auch nicht zu einer Position hoch geheiratet hatte. Alex Kemp war der Sohn eines Autowerkstattbesitzers auf Jütland und hatte sich dank seiner Willenskraft nach oben gearbeitet. Peder hatte schon öfter über Alex Kemp gesprochen, als er vor einigen Jahren zum Stellvertreter ernannt wurde und als die Gerüchte in Umlauf kamen, dass der alte Möller nur darauf wartete, Erik Garpe in den Ruhestand schicken zu können, um Kemp zum Chef zu machen. Erik Garpe war keine sehr dynamische Person, und man munkelte, er wolle sich von Henrik Möllers Tochter trennen, sodass der alte Möller drei Fliegen mit einer Klappe schlagen könnte. Er wäre einen unliebsamen Schwiegersohn und einen initiativlosen Generaldirektor los und bekäme gleichzeitig einen aufgehenden Stern als Chef für seine Reederei, die allerlei ökonomische Schwierigkeiten hatte, wenn man auch noch nicht von einer Krise sprechen konnte.

Peder nahm einen Schluck und stellte mit übertriebener Vorsicht das Glas auf den Couchtisch.

»Ich habe dir schon viel zu viel erzählt«, sagte er nach einer langen Pause.

»Aber ... ich will es doch wissen«, insistierte Henriette. »Wenn du schon das meiste erzählt hast, verstehe ich nicht, warum ich nicht auch noch wissen sollte, wer ... wer unser ganzes Leben aufs Spiel setzt.«

Peder starrte auf den Teppich zwischen Sofa und Tisch, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf zwischen den Händen. Henriette betrachtete ihn schweigend, abwartend. Er würde ihr sagen, wer es war, sie musste nur lange genug warten.

»Alex Kemp«, sagte er schließlich und blickte weiter auf den Teppich.

»Und wie hast du das herausbekommen?«

»Durch Montoya. Auf einer Kneipentour, die er und Niels eines Abends in La Guaira machten. Wir hatten einen Motorschaden und mussten zwei Tage dort liegen, kurz nachdem wir den Besuch von der amerikanischen Küstenwache gehabt hatten. Montoya sagte, er habe die Order, dass die Emilia eine Woche drauf einen neuen Transport machen solle. Niels verlor die Fassung und nannte Montoyas Auftraggeber einen elenden Sklaventreiber. Montoya wurde stinkwütend und antwortete, dass man vor allem in Dänemark darauf bestand, dass die Transporte weitergingen, und als Niels ihm nicht glauben wollte, zog er ein Fax heraus, das er am gleichen Tag von Alex Kemp bekommen hatte und das verschlüsselte Instruktionen für den nächsten Transport enthielt.«

Alex Kemp. Der stellvertretende Generaldirektor von Möller Marine war also schuld daran, dass ihr Leben an einem Faden hing. Ohne ihn hätte sich dieses Drogenkartell in Kolumbien niemals die MS Emilia ausgesucht.

»Wir waren eigentlich ziemlich vernagelt, dass wir nicht von Anfang an kapiert hatten, dass jemand von der Reederei etwas damit zu tun hatte«, sagte Peder.

»Und warum?«, fragte Henriette.

»Denk doch mal nach«, sagte Peder. »In der Reederei kennt man doch alle Bewegungen, die jedes ihrer Schiffe macht, überall und zu jeder Zeit. Wir hätten nie diese Extratouren machen können, ohne dass es aufgefallen wäre. Über diese Transporte muss natürlich auch Buch geführt werden, es müssen falsche Frachtpapiere ausgestellt werden. Ich nehme an, dass die Sekretärin von Alex das alles macht«, fügte er hinzu, »vermutlich weiß sie gar nicht, worum es geht.«

Er trank noch einen Schluck Whisky.

»Oder Irene Kold ist auch eingeweiht und bekommt ihre Dienste bezahlt«, sagte er und lachte auf. »Was weiß man denn schon. Wie auch immer, dir ist wohl klar, dass du mit niemandem eine Silbe darüber reden darfst.«

Henriette nickte. Eine ohnmächtige Wut ließ ihr Tränen in die Augen schießen, sie musste den Blick abwenden und blinzeln, damit Peder nichts merkte.

Als sie im Bad stand und sich Reinigungsmilch in die Wangen klopfte, musste sie fast wieder weinen, aber sie nahm sich zusammen und schluckte. Sobald Peder wieder abgereist war, würde sie zu der katholischen Kirche gehen, die sie vor langer Zeit entdeckt hatte, und so eine lange, schmale Wachskerze anzünden, die man am Eingang kaufen konnte, und sie würde zu Gott beten, genau wie sie es getan hatte, als sie vierzehn Jahre alt war und ihre beste Freundin, Vera Bischoff, Hirnhautentzündung bekommen hatte und zwischen Leben und Tod schwebte. Sie stand allein in der nach Weihrauch duftenden Dunkelheit und betete zu Gott, er möge ihre Freundin überleben lassen, und am nächsten Tag erfuhr sie, dass Vera außer Lebensgefahr war. Sie würde wieder zu dieser katholischen Kirche gehen, eine Kerze anzünden und zu Gott beten, ihre Familie zu retten. Der Gedanke dämpfte ihre Verzweiflung, aber sie nahm doch die Schlaftablette, die Peder ihr auf der ausgestreckten Hand anbot.

»Ich habe sie mir nach der Razzia besorgt«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob ich zurzeit ohne sie schlafen könnte.«

Am nächsten Tag rief Henriette Fred an und sagte, dass Peder mit einer Magenverstimmung nach Hause gekommen sei und ein paar Tage im Bett bleiben müsse.

»Hoffentlich ist es nichts Ernstes«, sagte Fred.

»Nein, es ist nicht so schlimm, aber er darf im Moment nur Tee und Zwieback zu sich nehmen«, sagte Henriette. »Ich rufe dich wieder an, wenn es ihm besser geht. Grüße an Bibi.«

Dann rief sie ihre Mutter an, die alleine in einer kleinen Wohnung auf Amager wohnte, und tischte ihr auch die Geschichte mit der Magenverstimmung auf.

»Ihr müsst unbedingt einen Arzt holen! Er kann ja weiß Gott welche ... Scheußlichkeiten mitgebracht haben!«

Henriette musste ein wenig lachen. Ihre Mutter machte sich immer über alles Sorgen. Am schlimmsten war es, als Henriette bei der Stewardessenschule angenommen worden war, da hatte ihre Mutter sie praktisch schon tot gesehen.

»Es ist nichts Alarmierendes, Mama«, sagte Henriette und hatte keine Probleme, Vertrauen erweckend zu klingen,

»wahrscheinlich hat er im Flugzeug etwas gegessen, das ihm nicht bekommen ist. Und natürlich rufen wir Doktor Olufson, wenn es schlimmer wird«, fügte sie mit ihrer Stewardessenstimme hinzu.

Zwei Tage drauf war Peder zurück aus der Schweiz, mit einem dicken Packen Geldscheine, den er in einen schwarzen Müllsack einwickelte und im Garten zwischen zwei Johannisbeersträuchern vergrub. Es war sehr spät, gegen zwei Uhr, in einer dunklen, regenschweren Julinacht. Abgesehen von einer Woche paradiesischer Wärme Mitte Juni war es bisher so ein regnerischer, kühler skandinavischer Sommer gewesen, der ja auch grüner Winter genannt wird.

Henriette saß in der Küche und sah zu, wie Peder im schwachen Licht einer Taschenlampe, die er neben sich liegen hatte, das Paket vergrub. Wieder hatte sie das merkwürdige Gefühl, dass er plötzlich ein Fremder geworden war. Peder, ihre Sicherheit im Leben, ihre Vatergestalt. Ihr eigener Vater hatte die Familie verlassen, als sie drei Jahre alt war, sie hatte keine Erinnerung an ihn.

Peder kam wieder in die Küche und holte sich eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank. Er setzte sich an den Küchentisch und versuchte es mit einem Lächeln:

»Hast du eine Ahnung, wie viel es ist?«, fragte er.

»Nein. Und ich will es auch gar nicht wissen.«

»Über 100 000 Schweizer Franken, fast eine halbe Million dänische Kronen«, sagte Peder mit einem abstoßenden Unterton von Stolz in der Stimme. »Wenn etwas passieren sollte, dann hast du mit den Jungen genug Geld, um mehrere Jahre davon zu leben. Das ist das Einzige, was mir wirklich wichtig ist.«

Aber Henriette wollte ein für alle Mal nichts mit diesem widerwärtigen Geld zu tun haben. Wenn Peder abgereist war, würde sie das Geld ausgraben und an einer anderen Stelle verstecken. Im Wäldchen hinter dem Haus, dachte sie. Am liebsten hätte sie alles verbrannt oder ins Meer geworfen, aber das ging nicht. Peder würde rasend werden, wenn er das nächste Mal nach Hause kam und erfuhr, dass sie es vernichtet hatte.